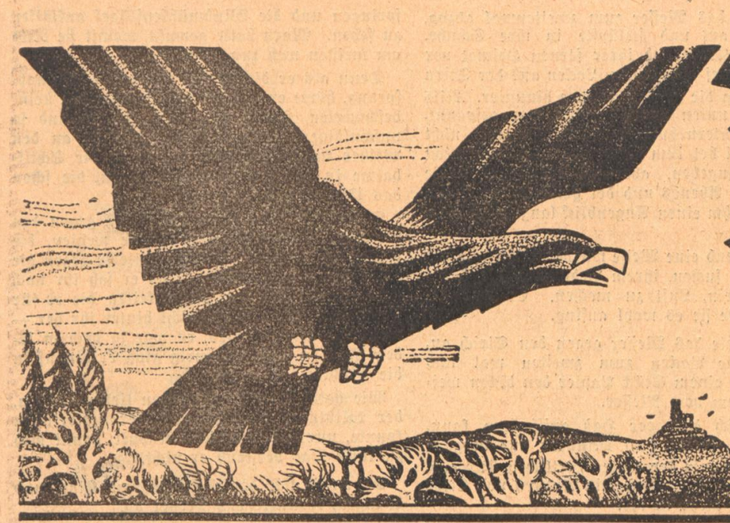
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

30 (29.7.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 30 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 29. Juli 1934

Sühnetraum des Frontgeschlechts

Das war ein Leben in deutschen Gauen! Wie nach hartnäckigem, strengem Winter an Ostertagen die Sonne das allgemeine Zeichen gibt zur Auferstehung der Natur, so auch sind, einem geheimen Rufe folgend, plötzlich all überall Menschenscharen aufgebrochen, dem Herzen Deutschlands zu, zum Tag der Jugend. Eine Wallfahrt hat begonnen mit Fahnen und Standarten, ein Singen und Klingen in Zügen und Kolonnen strahlenförmig, unwiderstehlich zum Herzen Deutschlands. Wanderer allein und in Gruppen, im unansehnlichen Kleid, zu Pferd, zu Wagen, durch Waldwege, über Berge, in den Tälern ein Rattern und Tönen, ein Rufen und Winken, anschwellend auf den großen Straßen, zur brausenden Woge einmündend in den großen Strom der Herzen.

Es war ein Zeichen gegeben worden, das keiner mißachtete, und von dem keiner wußte, woher es kam. Ein Wort nur war laut geworden, welches das Wunder bewirkte und sich selbst forttrug bis an die äußersten Grenzen deutscher Zunge, bis ins abgelegenste Dorf, und es hatte überall da gezündet, wo die Revolution der Herzen reif war und wo Jugend es vernahm, wo Marschbereitschaft und ein Warten und Sehnen war ohnedies. Alle Schaffenden und Lernenden, vom Pfluge weg, vom Schraubstock, von der Halle der Fabrik, von der Schreibstube, von der Schule, Graubärtige und Milchgesichter, Männer der Tat und solche des Gedankens und der Handgeschicklichkeit, alle, alle, die sich jung wußten im Herzen, wanderten einmütigen Willens dem großen Feiertage zu, dem Tag der deutschen Jugend. Eine überwältigende Front!

Eine Front allerdings — — denn es war Wendezeit. Die Vergangenheit lastete, drückte. Alte Generationen klammerten sich an sie, suchten zu retten, was, wie sie glaubten, gerettet zu werden verdiente, klagten einander an, stritten widereinander, erstarrten in Abwehr und Haß, beschieden sich mit kleinen Vorteilsjagden, geizten um Ehr und Würden, und die riesengroß gezüchtete Notdurft des täglichen Lebens fand sie feige und eng, ein altes, vergrämtes, oft müdes Geschlecht, ein unentsühntes und auch der Entsühnung nicht fähig. Ein langer, harter Winter hatte also über der deutschen Erde sein liebloses Regiment geführt. Eisige Ströme drangen unaufhörlich von draußen her über die Grenzen zur Erstarrung und Lähmung alles sich regenden Lebens. Es soll nicht vergessen sein, daß dies auch ein großes, stilles Sterben bedeutet hatte.

Was Wunder, daß jüngere Geschlechter, die mit Vorsicht die Vergangenheit an ihren Ueberbleibseln zu messen sich gewöhnten, diese vielfach verhöhnten und in Ekel und Trotz alles über Bord warfen, was ihre Zeichen trug! Was Wunder, daß nichts mehr sich ziemte und alles erlaubt war für alle! Nichts glaubten sie erschauen zu können, das ganzer Verehrung würdig. Sie fanden überall nur leere Worte und Bilder und Götzen von einem Leben, das ihnen nicht mehr frommte. Nur von Zerstörung hörten sie und völkermordenden Krieg, dessen Sinn sie nicht mehr begriffen und dessen Folgen sie mit Empörung und Verachtung erlebten. Was Wunder, daß ein Sehnen und Hoffen erwachte und wuchs und wuchs und zum Glauben wurde, zum siegessicheren Wissen die Losung erheischend, gebärend für die erlösende Tat. — Jetzt war es so weit.

Deutschlands Jugend hatte ihren Tag, den Tag der Wende, der Sühne. So strömten sie herbei. Aller Gaue Lieder wurden laut, aller deutschen Zungen Rede mischte sich zu buntem Kranze. Frauen lachten, Mädchen reichten Blumen und Trank, Greise weinten, Kinder liefen festlich mit und lärmten, Sonne strahlte warm und sieghaft übers weite Land. Das war ein Auferstehen!

Und um den Hügel fanden sich die Scharen. Das Jubeln verstummte. In der Mitte ein Hain mit dem Ehrenmal für die Toten des Krieges. Auf riesigem Sarkophage lag der unbekannte Soldat in voller Rüstung. Soweit nur das Auge reichen kann, die Hunderttausende, ja die Millionen, halten ein. Und Totenstille waltet über den Scharen. Niemand weiß, was geschieht. Wer spricht das furchtbar erlösende Wort; denn auch die Toten sind jetzt Zeuge? Die Stille währt fort. Es regt sich nicht einer, und keiner ist, der nicht wartet. Schon lange währt's. So stehen sie mit entblößtem Haupt, der Botschaft gewärtig, am Grabmal des deutschen Soldaten, den Tag und auch die Nacht. Schwermütig und ungeduldig werden ihre Gedanken und müde die Glieder, und wankend schon wird da und dort der Glaube vom Warten, vom ewigen Warten. Schon sinken auch manche dahin im Arme der Nacht und andere beschwören die Sterne, und viele beten und flehen inbrünstig, um Kraft und um Erlösung; Versucherin auch ihnen die Nacht. Doch nun bricht der Tag an, der neue. Schon hebt sich aus dem Grau noch schwarz wohl und massig das Standbild der Treue, und zusehends lichtet sich der Himmel zum Aufgang, zum sehnlichst erwarteten ersten Gruß der Sonne.

Da — —! mit dem Anbruch des ersten Strahls rührt sich der gewaltige Liegende. Er hebt den Kopf mit dem wuchtigen Helm, stellt das Gewehr zu Boden, schaut sich um in der Runde und steht wie ein Fels hocherhobenen Hauptes. Es sinken die Scharen ins Knie wie vom Donner gerührt und schauen das Wunder. Die Sonne steigt hoch, riesengroß wächst die Gestalt und schaut in die Weite und breitet wie segnend die Arme und wird von den einbrechenden Fluten des Lichtes auch schon verschlungen, übermannend das staunende Heer: Der Unbekannte, er lebt!

Karl Neuscheler.

(Dieser Sühnetraum entstammt einer Novelle, die im Jahre 1929 geschrieben wurde. Heute, 20 Jahre nach dem Kriegsbeginn, ist dieser Traum die deutsche Wirklichkeit geworden.)

Rhythmus der Sensen — Mathias Heß, Karlsruhe

Aus einem Kriegstagebuch

Juli 1916. Guillemont.

„. . . Verraten und verlassen. — In Fuchslöcher gekauert, nicht Soldaten mehr, nicht Menschen, Kreaturen, Tiere, die sich nicht rühren dürfen im Tageslicht, der reinen Notdurft lebend, an's letzte noch Wache, Unauslöschbare, den Funken Leben geklammert. — Ekelgeschüttelt in den Dunstschwaden von dreitausend verwesenden Leichen vorne. — — Nicht auch verwesen! Nicht verwesen!

Abwehr! Haß? nein. Mut? nein. Furcht? nein. Grauen? nein. Mitleid? nein. Trotz? nein. Behauptung? ja! Das ist's, Behauptung vor sich selbst, Behauptung und Bewährung der eigenen Art, des immer mißverstandenen, beneideten, gehaßten, immer überlisteten, geduldigen, fürchterlichen, großen, jungen, gläubigen, starken, schönen, unbeholfenen, werdenden Deutschland. Bewährung vor dem Unaussprechbaren: Gott, Schicksal, Ehre, Gewissen, wer will es nennen? Kameraden, ihr auch wißt es. Schweigen wir, wie Felsen schweigen von ihrer Härte. Tod aber ist — — nichts . . .“

Aus dem Inhalt:

Olaf Saile: Die Baracke
Martin Engelmann: Nils Kappel soll nachgeben
L. von Reppert: Nächtliches Drama
Adolf von Grolman: Berufung und Aufgaben des Schriftstellers
H. G. Oeftering: Wolfartsweier
Flugzeugführer R. Hans: Mit dem Fallschirm zur Erde

Nils Kappel soll nachgeben

Von Martin Engelmann

Vor zwei Jahren hatte Nils Kappel die Windmühle von Altendeich geerbt und da er gerade erst seinen 25. Geburtstag gefeiert hatte, war er der jüngste Müller in der ganzen Gegend. Er hatte Kräfte für zwei und sparte deshalb den Knecht, trug selbst die Säcke und bediente die Mühle. Aber ein Jahr später hatte er gelernt, an die Zukunft zu denken, mit 40 Jahren würde er die Arbeit allein nicht mehr bewältigen können, und da ein Sohn billiger und — wie er glaubte — wahrscheinlich auch fleißiger als ein Knecht sein würde, schaute Nils sich nach einer Frau um. Das war vor einem Jahr im Frühling gewesen.

Allen jungen Mädchen im Dorf hatte der neue Müller gefallen und die meisten von ihnen auch Nils. Nach langem Raten schien es fast sicher, daß er die kleine Elsbeth zur Frau nehmen würde, die Tochter des Schusters.

Da tauchte Mary auf. Mary Cleave aus Chikago oder Los Angeles, irgend so einer großen Stadt in Amerika, mehr wußten die Fischer nicht von ihr; aber den Mädchen war sie ein Dorn im Auge und namentlich Elsbeth, denn die blonde reiche Frau machte sich an Nils heran. In ihren leuchtenden Seidenkleidchen, duftend nach feinen Seifen und mit rosa gepuderter Haut, schlank und lachend, gehörte sie nicht hierher nach Altendeich. Sie hätte weiterfahren sollen in irgendein elegantes Bad — aber wenn sie schon den Strand „so wundervoll" fand, gut — dann hätte sie sich wenigstens nicht um den Müller zu kümmern brauchen.

Mary aber hatte genug von den Jünglingen, die in den Strandbädern Wasserball spielten. Sie wußte, was sie in Europa erleben wollte und der einsame Badestrand war ihr in Wirklichkeit höchst nebensächlich.

So war es gekommen, daß die große blonde Amerikanerin bei dem Müller Nils Kappel seit einem Jahr wie seine Frau lebte und es war ihm gleich, daß sich die Leute „das Maul zerrissen", wie er es nannte. Ob die beiden glücklich miteinander waren, wußte man nicht im Dorf, aber niemand zweifelte daran, daß der Müller es eines Tages doch noch bereuen würde die kleine Elsbeth im Stich gelassen zu haben und daß es ein böses Ende nehmen müßte, wenn so eine vornehme ausländische Städterin nicht ihresgleichen zum Mann nahm, sondern in ihrer Laune so weit ging, mit einem einfachen Müller zusammen zu leben. Nun schon ein ganzes Jahr lang. — Und sogar den Wunsch nach einem Sohn hatte Nils vergessen.

Es war abends — 6 Uhr — Tiefebbe. Draußen hinter dem Deich schlief das Watt und die Binsen im Tümpel neben der Windmühle standen reglos gegen den Himmel.

Nils begann sich zu rasieren. Er hatte die alte Spiegelscherbe an das Fensterkreuz gelehnt und klatschte sich mit dem Pinsel den Seifenschaum gegen das Kinn. Hier drinnen war es unheimlich still, wenn das Mahlwerk abgestellt war und die vier großen Flügel, die alten Zahnräder und Mühlsteine ruhten.

Mary saß auf dem Bettrand, hatte die Knie hochgezogen und streichelte die Seide über ihren schmalen Füßen.

„Bleib zu Hause, bitte", sagte sie zu Nils Kappel.

„Du weißt doch, es geht nicht", antwortete er freundlich und legte den Pinsel weg.

„Aber Du sollst nicht fortgehen, ich will es nicht haben!"

Der Müller nahm das Rasiermesser aus der Schublade und begann es an einem Lederriemen abzuziehen, ganz gemächlich: auf — ab, auf — ab.

„Hörst Du nicht!" sagte Mary gereizt. Die große Stille dieses lauen Sommerabends, die Enge der verstaubten Mühle, die Aussicht den Abend allein zu sein, alles war ihr unerträglich. Das merkte Nils an ihrer Stimme. Er wandte sich langsam um und sah in die großen Augen der Frau, die böse waren, wie die einer gereizten Katze. Und so saß sie auch auf dem ärmlichen Bett, zusammengekauert, ein fremdes, glattes, gepflegtes Tier, das so gar nicht zu dem kräftigen einfachen Mann paßte, der ihr entgegnete:

„Reg Dich nicht auf, Mary —" Und das Mary sprach er schon so amerikanisch aus, daß jeder im Dorf, der es einmal hörte, darin die Bestätigung fand, daß der junge Müller unter dem Einfluß dieser Frau ihnen rasch ein Fremder werden würde. „Du weißt, ich muß heut' nach Lehe — kann's nicht ändern — geschäftlich — also Schluß".

Dann drehte er sich wieder um, rückte die Spiegelscherbe zurecht und fuhr mit dem Messer über den Bart. Man hörte die harten Stoppeln knirschen, so still war es.

„Zum letzten mal, heut bleibst Du hier", ganz weich, aber drohend sagte die Frau das.

„Was gibt's für einen Grund?"

„Daß ich will!"

Jetzt schabte er den Schaum vom Kinn, legte dann das Messer bei Seite und pinselte das Gesicht zum zweiten mal ein.

Er fühlte, daß es eine Laune war — manchmal kam das so über diese Frau, daß sie ihn plötzlich zwingen wollte. Dann sah sie ganz grausam und böse aus und er spürte, daß es ein fremdes Wesen war, das an seinem Tisch saß, seine Armut teilte und auf ein buntes Leben voll Luxus verzichtete um seine Kameradin zu sein. In solchen Augenblicken spürte er, daß doch das ganze Dorf recht hatte, als man sagte, er sei ein Narr und niemals werde diese Frau ihn glücklich machen. Darum hauptsächlich, aus Feigheit, nur um nicht zu fühlen, daß er sich selbst mit seinem Glück belog — um dieses Glück nicht auf die Probe zu stellen, hatte er ihr stets nachgegeben, wenn es einmal dazu gekommen war. Und um die Grausamkeit in ihren Augen nicht sehen zu müssen, hatte er ihr dann immer recht gegeben. Zumal es ihm darauf stets gelungen war, diese kritischen Momente gleich wieder zu vergessen — da sie gleich wieder zärtlich und liebevoll war.

Aber heute wollte er sich nicht zwingen lassen, verwarf die Idee zu bleiben und sagte: „Ich muß gehen".

Wie er das Messer zum zweitenmal abzog, stand sie auf und schlüpfte in ihre Schuhe. Pfiff ein Kinderlied ihrer fernen Heimat vor sich hin, warf die blonden Locken aus der Stirn und sprang die schmale Treppe hinunter. Nils hörte sie unten rumoren und war gespannt, was sie unternehmen würde. Ihm war nicht ganz wohl bei dem Versuch heut einmal nicht klein beizugeben, aber es mochte auch die Stille des Abends und der gelbe Himmel sein, weshalb ihm einen Augenblick lang so unheimlich war.

Auf irgend eine Weise würde sie ihn ja wohl zu treffen suchen, ihrem Bedürfnis, die Stärkere zu sein, Luft zu machen. Er war gespannt, wie sie es wohl anfing.

Nils setzte das Messer gegen den Strich an, rasierte die Backen zum zweiten mal und wischte an einem Stück Papier den dicken weißen Schaum vom Messer.

Wie rasch doch der Haß aufflackern kann, dachte er. Keine fünf Minuten sind vergangen, seit sie mir den letzten zärtlichen Kuß gab. Und jetzt ist auch schon kein Funken von Liebe oder Güte mehr in ihr.

Es war dunkel hier oben, drum trat er näher an das schon fast blinde Spiegelglas. Sein Blick fiel an dem Rand der Scherbe vorbei durch das kleine Fenster der Mühle und da sah er Mary mit hastigen Schritten, unsicher durch die hohen Absätze ihrer kleinen weißen Schuhe, auf den Teich zu laufen, einen Sack in den Händen. Er warf das Messer beiseite und sprang, das Gesicht noch zur Hälfte voll Seifenschaum, die Treppe hinunter und rannte ihr nach.

Vor wenigen Wochen hatte Nils Kappel von seinem Freund in Dorum einen ganz jungen Hühnerhund bekommen, zwei Monate war er jetzt alt, das drolligste Geschöpf, das er je gesehen. Und es war seine tägliche Freude, das winzige Tierchen wedelnd vor der mächtigen Milchschüssel stehen oder auf dem Hügel herumspringen und die Windmühlenflügel anklässen zu sehen. Mary hatte gewußt, womit sie Nils am meisten weh tun konnte.

Denn als er die Stufen vor der Tür hinabsprang, hörte er schon das Plumpsen des steinbeschwerten Sacks mit dem kleinen und so unschuldigen dummen Tier. Bis er an den Weiher kam, schwankten nur mehr die Schilfhalme in den weiten Wasserringen, die schon das Ufer erreichten.

Die große Frau rannte angstvoll gegen den Deich zu. Ihre blonden Haare wehten, die Nils so oft geküßt, ihr Rock flatterte gegen die Knie, die er gestreichelt. Und er sah ihr nach und schämte sich aller Zärtlichkeiten, die er für sie gehabt. Aber er lief nicht hinter ihr her — wollte sie nicht schlagen, es war ja doch in jedem Fall zu spät. Traurig ging er hinauf in die Mühle.

Wie hatte er einen Menschen lieben können, der kaltblütig ein junges Tier umbringen konnte, nur um ihm, Nils Kappel, damit weh zu tun? Das verstand er nicht.

Er wusch sich den Schaum von Kinn und Wangen, trocknete das Messer ab.

So herzlos, so böse, dachte er, kann doch nur eine Frau sein, aus einer dieser großen grauen Städte auf der anderen Seite der Welt, wo jeder nur von sich selbst weiß. So etwas hätte keine aus dem Dorf getan. Und darauf — auf das Herz, auf nichts anderes — kam es schließlich an, das spürte er in diesem Augenblick.

Dann zog er seine Jacke über, schritt die Treppe hinunter, schloß die Mühle sorgfältig ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. „Wenn Mary nach mir fragt", sagte er am Nachbarhof, „ich lasse ihr ausrichten, sie soll im Wirtshaus schlafen, die Rechnung zahle ich dann. Und mir nicht mehr unter die Augen kommen."

Der alte grauhaarige Nachbar lächelte und freute sich, daß Nils Kappel nun doch wohl eine aus dem Dorf heiraten würde.

Nächtliches Drama / Von L. von Reppert

Dort, wo der starre, graue Dornbusch sich dichter zusammenschiebt, wo über hohen schlanken Stämmen die schirmartigen Kronen der Kameldornbäume gegen den lichtüberfluteten Himmel stehen, liegt das Flußbett. Es ist trocken, denn die Regenzeit ist längst vorüber und der helle, körnige Sand wurde von den Feuern der großen afrikanischen Sonne nun seit vielen Wochen erbarmungslos durchglüht. Ringsum herrscht die überwältigende Stille der Wildnis, der sonnenmüden Weiten, die nur selten von dem Schrei eines Hornvogels oder dem schnarrenden Locken eines Perlhuhns unterbrochen wird. Durch den leicht gewellten Sand ziehen sich vom Rande des Riviers her einige schmale glatt geschliffene Geleise. An ihrem Endpunkt, im Kern des Sonnenfeuers liegt, in schwer ruhende Ringe zusammengezogen, die Puffotter. Sie ist eine alte, behäbige Schlangenmutter von der Stärke eines kräftigen männlichen Unterarmes. Der breite, dreieckige Otternkopf lagert mit geschlossenen Augen in der Mitte des zusammengeringelten, etwas über einen Meter langen Körpers. Hier ist ihr Lieblingsplatz für die Siesta des Tages. Hier träumt sie ungestört von den Beutezügen der mondfahlen, gespenstigen Nächte, von den ekstatischen Augenblikken ihrer giftigen Bisse, von der langsamen lustvollen Gier des Hinunterwürgens — und vielleicht zu Zeiten von ihrer Liebe und ihren kleinen, züngelnden Schlangenkindern.

Die Sonne rückt ins letzte Drittel, die ersten Schatten fallen über den leuchtenden Sand. Die Puffotter beginnt ihre Ringe zusammenzuziehen, zu dehnen, ihre Kreise aufzulösen. Langsam hebt und senkt sich der Kopf, die gespaltene Zunge wird sichtbar, die kleinen bösen Augen funkeln wie dunkle, flackernde Achate. Dann gleitet sie in schwerfälligen trägen Windungen über den Sand der Mitte des Riviers zu. Hier liegt eine aus Gestrüpp und angetriebenem Wurzelwerk gebildete Schwemminsel. Mühelos schiebt sich der schwere Leib der Schlange in die schützende Geborgenheit des Dickichts.

Am Horizont glüht die Himmelsglocke auf. Die Sonne verschwindet hinter einem dunkelvioletten Bergzuge. Rasch sinkt die Dämmerung über das öde Buschland. Kleine Vogelscharen schwingen sich im letzten Licht eilig in die Kronen der Bäume, ihr Kreischen und Zwitschern verebbt. Die spärlichen Leute des glutüberfüllten Tages schwinden, die Stimmen der Nacht erwachen. Schakale bellen, eine Hyäne lacht gellend auf. Eulenschreie geistern durch das Dunkel. Gleich lautlosen, beschwingten Bällen schweben zwei Schleiereulen einige Male an den buschverdunkelten Ufern entlang und lassen sich sodann zur Seite des kleinen Inseldickichts, in dem die Puffotter verschwand, auf einem grotesk in die Luft gereckten Wurzelast nieder.

Reglos verharrend wie steinerne Pagoden hocken sie über Stunden auf ihrem Platz. Werden sie in dieser Vollmondnacht endlich zu ihrem Ziele kommen?

Was will die Schleiereule? Ach — Sie ist die Erzfeindin der Schlange. Es herrscht eine alte tödliche Feindschaft, die dem Gerechtigkeitssinn der Natur entsprungen ist, ein ungeschriebenes Rachegesetz für all die armen, zitternden Geschöpfe, die dem tückischen Biß der Giftzähne zum Opfer fallen.

Jetzt steigt der Mond über den Kameldornbäumen auf, zieht die ruhenden Schatten der Nacht vom Flußsand in die Baumkronen hinauf und meißelt ein Heer geisterhafter Wesen aus dem Gewirr des Buschlandes, aus den tief eingerissenen Steilufern und verödeten Schwemminseln. Die reglosen Körper der Eulen schimmern in weichem Glanz; in ihren großen Augen brechen sich opalisierende Strahlen. Wieder vergeht eine Stunde. Die Eulen warten, wie sie viele Nächte an dieser Stelle gewartet haben; bis der Hunger sie forttrieb. Plötzlich dringt aus dem Gestrüpp ein nur für das feine Eulenohr vernehmbare Rascheln, kurz darauf schiebt sich das dunkle Dreieck des Puffotternkopfes hervor. Der schwerfällige dicke Körper folgt — leise, träge über den monlichten Sand dem Ufer zu dahingleitend.

Mit dem Steigen des Vollmondes hat sich das Lärmen der Schakale und Hyänen verstärkt, bis ein jäh in die Nacht aufklagender Schmerzenslaut das Konzert für Minuten abbricht.

In diese Stille hinein gellt wie ein Triumphschrei das hohe pihh . . . der einen Eule, die lautlos wie ein Schatten von ihrem Ast auf die ahnungslos sich zwischen Ufern ungeschützt einherringelnde Puffotter niederstößt. Ein scharfer Schnabelhieb hat den leicht über den Boden gehobenen Kopf der Schlange getroffen. Fast im gleichen Augenblick krallen sich die Fänge der zweiten Eule in den hinteren Teil des schmerzlich sich windenden Körpers, reißen ihn sekundenlang in die Luft. Der krumme, grausame Schnabel fällt unerbittlich in das Kreuz des Otternleibes. Hilflos unter schmerz- und wuterfülltem Fauchen beißt die Schlange aufwärts in die leere Luft. Abermals trifft ein schneidender Schnabelhieb den Kopf, der jetzt müde zurücksinkt, während der im Rückgrad gebrochene Leib in wilden Zuckungen hin und her schlägt, zwei Krallen packen dicht hinter dem Schlangenkopf fest zu. Hieb auf Hieb zerfetzt das Dreieck des flachen Schädels. Noch einmal weitet sich der giftbergende Rachen, ein letztes pustendes Fauchen, ehe die Kiefern völlig auseinandergerissen sind.

Ueber den sinnlos im Sande hin und her schlagenden Leib des besiegten Todfeindes stürzen sich jetzt die Eulen mit grimmigem Heißhunger. Das weite Lichtbett des Flusses herauf trabt unbemerkt ein schmaler Schatten. Vorsichtig den Wind einziehend schleicht er näher und springt zuletzt mit kurzem heiseren Gebell auf den Kampfplatz zu. Die Eulen fliegen erschreckt auf, stoßen aber, als sie den Schakal erkannt haben, sogleich wieder kühn auf den Störenfried nieder. Der Schakal hat indessen die noch zuckenden Schlangenreste vorsichtig beschnuppert und trollt mißtrauisch knurrend von dannen.

Pihh — Pihh . . . schmähen die Eulen, indem sie ihn verfolgen und seinen Kopf noch mehrmals mit den Schwingen streifen.

Der Mond hat seinen Kreis über dem Flußbett vollendet. Schon beginnt ein kühles Wehen

Romantische Lüneburger Heide
„Hanibals Grab", eines der vielen Hünengräber, die um Wilsede und Fallingbostel liegen und die karge Schönheit der Heidelandschaft ins Schwermütige steigern

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 30 — 29. Juli 1934

Das Großmeisterturnier in Zürich

hat eine Bombenbesetzung gefunden und nimmt einen sensationellen Verlauf. Es wimmelt geradezu von Weltmeistern und Weltmeisterschaftskandidaten. Die europäische Schachelite ist vollständig vertreten. Abgesehen von der Schachgarde der Sowjets, über deren Spielstärke man eigentlich nie so richtig im Bild ist, fehlt nur ein Spieler aus Europa, der noch interessiert hätte, das ist Liliental, der gerade in der letzten Zeit überraschende und eindrucksvolle Siege zu verzeichnen hatte. Außerhalb Europas ist es natürlich in erster Linie Exweltmeister Capablanca, dessen Teilnahme einen aufschlußreichen Kräftevergleich über die gesamte Weltelite des Schachs gestattet hätte und Zürich zum Turnier der Turniere gestempelt hätte. Aber wir müssen auch so zufrieden sein, alles kann man ja nicht haben, und auf jeden Fall haben wir seit Moskau 1925 nicht mehr ein derartig starkes Kampffeld gesehen. Der Ausgang dieses gewaltigen Ringens ist bei der Niederschrift dieser Zeilen noch durchaus ungewiß. Drei Runden sind noch zu spielen, und jetzt noch nach der 12. Runde folgen die Siegesanwärter dicht aufeinander. Eben jetzt nach der 12. Runde hat Weltmeister Dr. Aljechin die Spitze mit 10 Punkten, auf seiner Ferse folgen Flohr mit 9½+H — eine unheimlich sichere Schachmaschine —, Bogoljubow mit 9 Punkten + H, der ebenso wie Flohr noch keine Partie verloren hat und in seinem alten, wuchtigen Stil seine Gegner niederzwingt, und der Holländer Euwe mit 8½ Punkten + H, der in einer sensationellen Partie Aljechin geschlagen hat und voraussichtlich sein nächster Gegner im Weltmeisterschaftskampf sein wird. Zurückgefallen sind Exweltmeister Dr. Lasker, der noch eine scharfe Klinge schlägt, und der begabte Sieger des Niendorfer Turniers, der junge Schwede Stahlberg, die mit dem alten Kämpen Nimzowitsch zusammen je 7 Punkte erobert haben.

Wir bringen heute zwei eindrucksvolle Partien der beiden Gegner aus dem letzten Weltmeisterschaftskampf aus dem Züricher Turnier:

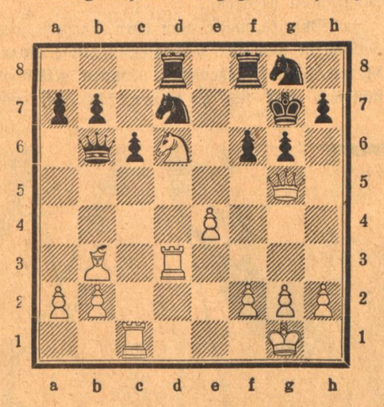
Dr. Aljechins erster Sieg gegen Dr. Lasker!

12. Runde des Züricher Turniers

Orthodoxes Damengambit

Weiß: Aljechin, **Schwarz:** Lasker. 1. d4, d5; 2. c4, e6; 3. Sf3, Sf6; 4. Sc3, Le7; 5. Lg5, Sbd7; 6. e3, 0—0; 7. Tac1, c6; 8. Ld3, d:c4. (Eine beliebte Abwicklung des Exweltmeisters, mit der er schon manchen wichtigen Punkt erobert hat.) 9. Lc4:, Sfd5; 10. Le7:, De7:; 11. Se4. (Eine von Aljechin selbst gefundene Neuerung, die er auch schon in früheren Turnieren angewandt hat, der Textzug will weiterem Abtausch ausweichen und den Damenspringer über das Feld g3 zum Königsangriff führen.) 11. ..., Sdf6; 12. Sg3, e5?; 13. 0—0, e:d; 14. Sf5!, Dd8; 15. Sd4:, Se5; 16. Lb3, Lf5:; 17. Sf5:, Db6? (Schwarz weicht dem Damentausch zu Unrecht aus, jetzt greift die weiße Amazone entscheidend ins Gefecht ein.) 18. Dd6!, Sed7; 19. Tfd1, Tad8; 20. Dg3! (Man beachte die elegante Führung der Dame — Dd1 — d6 — g3!) 20. ..., g6; 21. Dg5, Kh8; 22. Sd6, Kg7; 23. e4!, Sg8; 24. Td3, f6?? (Der entscheidende Fehler.)

Stellung nach dem 24. Zug von Schwarz



Weiß: Kg1, Dg5, Tc1, d3; Lb3, Sd6, Ba2, b2, c4, f2, g2, h2

Schwarz: Kg7, Db6, Td8, f8; Sd7, g8; Ba7, b7, c6, f6, g6, h7.

25. Sf5+, Kh8; 26. Dg6:!! Aufgegeben, denn auf h:g folgt Th3+, Sh6; 28. Th6:Matt. Ein glänzender Schluß.

Wuchtige Angriffsführung

Weiß: Bogoljubow, Schwarz: Johner. 1. d4, Sf6; 2. Sf3, e6; 3. c4, Lb4+; 4. Sbd2, b5; 5. a3, Ld2:; 6. Sd2:, Sbd7; 7. c:d, e:d; 8. g3, 0—0; 9. Lg2, Te8; 10. 0—0, c6; 11. b3, Sf8; 12. Lb2, Lf5; 13. Te1, Dd6; 14. f3, Te3; 15. Sf1, Te7; 16. a4!, b5; 17. a:b, c:b; 18. Ta5! (Mit diesem raffinierten Turmmanöver am Damenflügel setzt Weiß den Vorstoß des Zentralbauern (e2—e4) durch!) 18. . . ., a6; 19. Dd2, b4 (Erzwungen, es drohte wieder La3, jetzt geht alles wie am Schnürchen); 20. e4!, Db6; 21. Tea1!, Ld7; 22. e5, Lb5 (Noch ein letzter Versuch im Trüben zu fischen, e:Sf6?, Te2! 24. Dc1, Tae8 und Schwarz hat einen gewaltigen Angriff) 23. Db4:! (Dieser gesunde Zug vernichtet alle Illusionen) 23. . . ., Tae8; 24. Ta6:!! Aufgegeben, denn auf Dd8 geschieht zunächst Ta8! und ein Turm wird abgetauscht und dann erst der Sf6 geschlagen.

Kino im Freien?

Als einige Jahre nach dem Kriege Versuche mit Tageslichtwänden für Filmvorführungen gemacht wurden, stiegen die Erwartungen sehr schnell höher als die technische Leistungsfähigkeit der sogenannten „Perlantino"-Wand es erlaubte.

Besonders von Seiten der Landwirtschaft wurde die Hoffnung gehegt, aufklärende Filme vor der Landbevölkerung bequem im Freien zeigen zu können. Auf einer großen Landwirtschaftsausstellung, die vor Jahren in Dortmund stattfand, sollte in einem besonders hergerichteten Zelte der Beweis erbracht werden, daß Filmvorführungen bei Tageslicht möglich seien. Die Proben, die bis dahin gezeigt waren, hatten auf Laien oftmals ihren Eindruck nicht verfehlt, weil die Wände meistens in großen Büroräumen aufgestellt waren, so daß die Voraussetzungen für eine Vorführung im Freien schon garnicht vorlagen. Wenn dann die gezeigten Filme einigermaßen gut herauskamen, dann entstand der Eindruck, als ob mit der Tageslichtwand das Lichtspielhaus vom verdunkelten Raume unabhängig geworden sei. Man hatte nicht hinreichend mit der Aktinität des Tageslichtes gerechnet, mit den chemisch wirksamen Lichtstrahlen des Sonnenspektrums. Diese Eigenschaft des Tageslichtes ist durch künstliche Lichtquellen nicht zu erzielen, weshalb umgekehrt schon eine geringe Menge Tageslicht ausreicht, eine Bildprojektion zu verhindern.

Die Versuche, die Freilichtkinematographie vorwärts zu bringen, sind heute im Wesentlichen erlahmt. Es zeigte sich, daß man sich damit begnügen mußte, unter günstigen Voraussetzungen Filme im Freien vorzuführen, und zwar in den Abendstunden, und daß die Hoffnung auf gute Bildwirkungen im eigentlichen Tageslichte, wenn nicht aussichtslos, so doch verfrüht ist. In schattiger Umgebung, die vielleicht noch durch Lichtabdichtungen verbessert wird, kann es gelingen, in der Dämmerung gute Projektionen zu erzielen. Die Einrichtungen, die man konstruierte, um die Bildwand vor Lichteinflüssen zu schützen, sind umständlich und teuer, so daß auch aus diesem Grunde die Freilichtvorführungen in der Entwicklung stehen geblieben sind.

Versuche, die gemacht werden könnten, sind teuer und haben die Techniker von weiteren Experimenten abgeschreckt.

Es bleibt aber zu überlegen, was geschehen kann, um dem Theaterbesucher den Aufenthalt im Lichtspielhause im Sommer so angenehm wie möglich zu machen, denn der Grund, warum die Freilichtaufführungen so große Hoffnungen erweckt haben, liegt daran, daß das gewöhnliche Lichtspielhaus im Sommer meistens kein angenehmer Aufenthalt ist. Es muß für hinreichende Luftergänzung und Luftbewegung gesorgt werden, und dort, wo es die bauliche Lage eines Lichtspielhauses gestattet, sollte man versuchen, die Theater so einzurichten, daß im Sommer bei gutem Wetter sich die Decke entfernen läßt.

Auch die Programme müssen in der warmen Jahreszeit eine andere Gestaltung erfahren, weil die Aufnahmefähigkeit der Kinobesucher und ihre innere Bereitschaft nicht die gleiche ist wie bei einem Theaterbesuche im Winter.

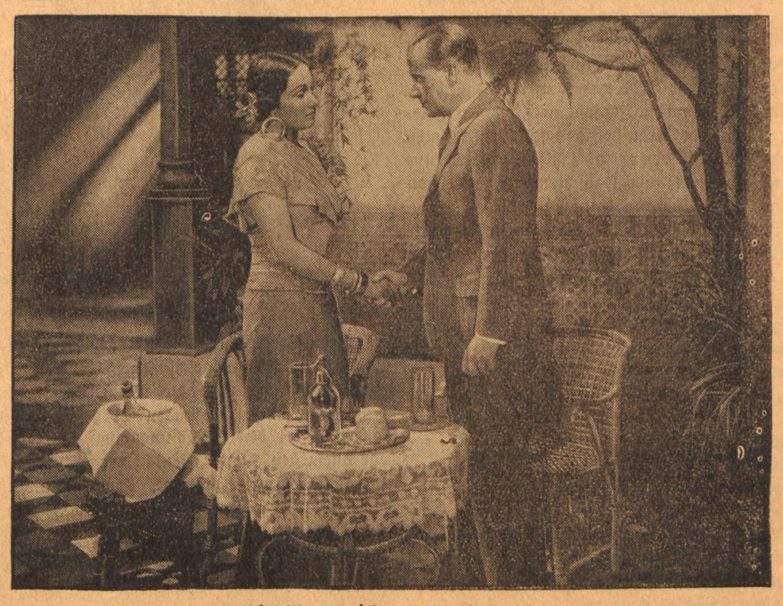
Heute kann jedenfalls weit eher den sommerlichen Erfordernissen des Lichtspielhauses durch Verbesserungen entsprochen werden, die sich auf die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes beziehen als dadurch, daß Freilichtvorstellungen gewagt werden, die nur Enttäuschung bereiten.

„Der verlorene Sohn"

Luis Trenker und Maria Andergast in den Hauptrollen eines neuen Bergfilms, der demnächst zur Uraufführung kommen wird.

(Foto: Deutsche Universal)

Hanna Waag und Wolfgang Liebeneiner in dem neuen Fanelfilm der Europa „Musik im Blut"

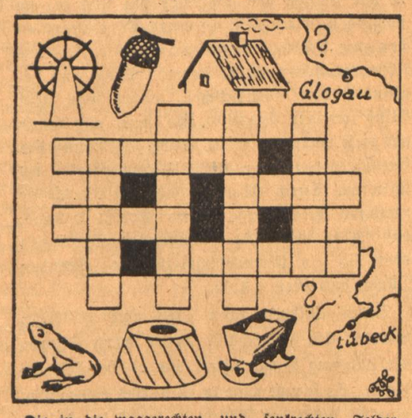


„Ein Mann will nach Deutschland",

aber die Frau, die er im fremden Land lieben lernte, will ihn nicht gehen lassen — eine Szene aus dem Film, der jetzt zur Uraufführung kam: Brigitte Horney als Manuela Ortiguez und Karl Ludwig Diehl als deutscher Ingenieur Hagen. (Foto: Ufa.)

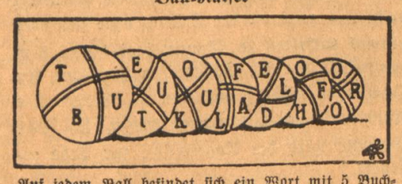
Rätsel-Ecke

Illustriertes Kreuzworträtsel



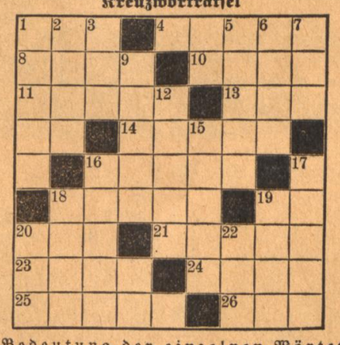
Die in die waagerechten und senkrechten Felder-Reihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem untern Teil des Bildes zu suchen.

Ball-Rätsel



Auf jedem Ball befindet sich ein Wort mit 5 Buchstaben und folgender Bedeutung: 1. Anderes Wort für Verlobte, 2. Kriegsgewinn, 3. Spitz endender Körper mit kreisförmiger Grundfläche, 4. Gedeckter Tisch, 5. Baum, 6. Deutsche Nordseeinsel, 7. Sternbild. Die nicht sichtbaren Buchstaben ergeben, hintereinandergelesen, ein Schauspiel von Ernst von Wildenbruch.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Gutschein, 4 Wassersäugetier, 8 Schwung, 10 Ungeziefer, 11 Berg in Galiläa, 13 Figur aus den Nibelungen, 14 geschnittener Stein, 16 Zauberkunst, 18 glänzendes Gewebe, 20 Fisch, 21 Himmelsbote, 23 Verkehrsmittel, 24 Zeitrechnung, 25 Angehöriger eines indogermanischen Volks, 26 Titel;

b) von oben nach unten: 1 Baumaterial, 2 nordischer männlicher Vorname, 3 Nebenfluß der Donau, 5 Blüte, 6 Ueberbringer, 7 Lebensgemeinschaft, 9 Mündungsarm der Weichsel, 12 Bühnenleitung, 15 weiblicher Vorname, 16 Mittelmeerinsel, 17 Gemüsepflanze, 18 jüdischer König, 19 Stadt in Thüringen, 20 Kadaver, 22 Waffe.

Auflösungen

Auflösung des Kreuzworträtsels: a) 1 Adebar, 5 Spa, 8 Roman, 9 Hall, 10 Arad, 11 Karat, 13 Aue, 15 Logik, 17 Reede, 19 Aas, 22 Brest 23 Gala, 25 Belt, 26 Nogat, 27 Ena, 28 Traene; — b) 1 Ara, 2 Dorf, 3 Email, 4 Bad, 5 Sara, 6 Plaue, 7 Altena, 11 Krieg, 12 Agent, 14 Grabbe, 16 Waren, 18 Etage, 20 Sela, 21 Plan. 23 Goa, 24 Ate.

Bilderrätsel. Man muß sich mit dem Brote behelfen, bis man Fleisch bekommt.

Mit dem Fallschirm zur ERDE

Wie arbeitet der Fallschirm? – Wenn die Auslösungsleine versag t . . .

Die große Sicherheit der modernen Fallschirme macht diese zu einem zuverlässigen Gerät, mit dem der Flieger im Falle der Gefahr ohne Bedenken das Flugzeug verläßt. Jeder von uns Fliegern ist zu Uebungszwecken abgesprungen, in allen Flugschulen bildet das Abspringen einen Lehrgegenstand. Die meisten von uns haben auch das eine oder andere Mal bei Gefahr das Flugzeug mit dem Fallschirm verlassen.

Wie springt man ab?

Das Prinzip des Fallschirmes selbst ist denkbar einfach und bedarf keiner näheren Erklärung. Die Schwierigkeit ist nur, den Schirm auf ein kleinstes Ausmaß zu verpacken und ihn in kürzester Zeit aus der Verpackung zu bringen. Früher hatte man die Leine, die den Verpackungssack abzog, an das Flugzeug selbst gebunden. Durch die Gewalt des herabstürzenden Fliegers, der den Fallschirm am Körper angebunden trägt, wird die Umhüllung weggerissen, und der Schirm kann sich entfalten. Das übrige besorgt der Luftwiderstand.

Anders ist es bei dem Handsystem. Keine Leine verbindet den Abspringenden mit dem Flugzeug. Ist er aus der bedrohlichen Nähe der Maschine gelangt, zieht der Flieger den Auslösungsring. Ein kleiner, nur einen Meter großer Fallschirm schießt aus dem Sack, findet in der vorbeisausenden Luft Widerstand und zieht den eigentlichen, großen Fallschirm nach. Jetzt kann sich auch der große Schirm entfalten, der den Flieger langsam zur Erde trägt, das heißt in einer Fallschirmgeschwindigkeit von fünf Meter in der Sekunde.

Bei den alten Systemen gab es oft Schwierigkeiten. Ich sprang einmal zu Uebungszwekken in einer Höhe von 2000 Meter aus dem Flugzeug. Der Führer der Maschine legt sich in die Kurve und schreit mir zu: „Hinaus!"

Ich krieche aus dem Sitz und ziehe mich auf der Tragfläche entlang. Am Rande der Tragfläche setze ich mich nieder, lasse die Beine hinabbaumeln und warte auf das Kommando. Der Führer hebt die Hand: „Jetzt!" Ich springe.

Sofort beim Absprung spüre ich, wie sich die Auslösungsleine, deren zweites Ende am Rande des Rumpfes meiner Maschine befestigt ist, um meinen Körper wickelt. Was nun folgt, war grauenhaft. Ich empfinde in derselben Sekunde nur: der Schirm öffnet sich nicht! Die Leine war gerissen, das verwickelte Ende um mich gewickelt. Ich wußte, daß der Verpackungssack nicht mehr herabgerissen werden konnte. Ich falle bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen zur Erde und kann den Fallschirm nicht losbekommen. Ich sehe noch, wie der Flieger, mit dem Arm heftig gestikulierend mich umkreist. Halb bewußtlos zählte ich die Sekunden und zerrte am Fallschirmsacke, der schon längst am Flugzeug baumeln sollte.

In der ersten Sekunde fällt man bei ungeöffnetem Schirm nur 5 Meter, in der zweiten Sekunde schon 15 Meter, in der dritten 25 Meter. Jede weitere Sekunde wächst die Beschleunigung, schon stürze ich mit einer Stundengeschwindigkeit von 300 bis 400 Kilometer zur Erde. Verzweifelt zerre ich an dem Sack. Es gelingt mir, die Leine klar zu bekommen, rasch ist der Sack abgestreift. Ueber mir knattert es wie von hundert Schüssen. Der Ruck, den ich erhalte, benimmt mir den Atem. Trotzdem die Schenkelgurten einen Teil des Gewichtes tragen, schneiden mir die Brustgurte durch das Fleisch, der Brustkorb wird zusammengeschnürt. Dann erst schwebe ich gleichmäßig mit einer Fallgeschwindigkeit von fünf Meter in der Sekunde zu Boden.

Besonders gefährlich ist es, bei der Landung am Boden geschleift zu werden. Bei stürmischem Wind muß man alle Kraft anwenden, um sich gegen den Schirm zu stemmen. Ein Kamerad wurde bei einer Fallschirmlandung so unglücklich gegen eine Mauer geschleudert, daß er sofort tot war. Das nach einem glücklich ausgeführten Absprung aus 4000 Meter Höhe.

Der mit der Hand geöffnete Fallschirm bietet viele Vorteile. Ein Verfangen der Auslösungsleine ist ausgeschlossen. Der Abspringende darf aber nicht die Nerven verlieren, muß erst einige Sekunden vorüberstreichen lassen, bis er den Auslösungsring zieht, darf vor allem den Handgriff nicht **vergessen!** Auch das ist schon vorgekommen! Sonst könnte es leicht zu spät werden.

Sprung zur Erde!
Aus dem Ufa-Film „Der Weltkrieg" Photo Ufa

Fallschirm im Passagierflugzeug

Darin liegt ja gerade die Schwierigkeit, den Fallschirm auch bei den Passagierflugzeugen einzuführen. Bei Schiffen denkt sich sicher niemand etwas beim Anblick des unter jedem Bett befindlichen Rettungsringes. Es ist eben Vorschrift, der Fall einer Katastrophe wird gar nicht ernsthaft in den Bereich der Möglichkeit gezogen.

In Amerika macht man eben Versuche, den Fallschirm auch für Passagierflugzeuge einzuführen. Für Flugzeuggäste können selbstverständlich nur sich automatisch öffnende Fallschirme in Betracht kommen, denn allzuviel darf man bei einem Unglücksfall den Nerven der Passagiere nicht zumuten. Sie würden in der Aufregung vergessen, den Auslösungsring zu ziehen, vor allem: sie würden wohl nicht den Mut zum Absprung in die schauerliche Tiefe finden.

Man hat nun Fallschirme konstruiert, die in die Sitze der Passagiere eingebaut werden, Damit ängstliche Menschen nicht durch den Anblick eines Fallschirmes auf höchst unerwünschte und unnütze Gedanken kommen, ist der Schirm nicht sichtbar angebracht, sondern innerhalb der Umkleidung des Sitzes verborgen. In den Polstern des Sitzes kann man weich und bequem sitzen. Die Leinen des Fallschirmes sind mit dem Sitz fest verbunden. Bleibt nur übrig, den Passagier mit dem Sitz zu verbinden. Das geschieht bei allen Flugzeugen bei Sturm oder Notlandungen, wird also den Passagier nicht besonders beunruhigen.

Kommt das Flugzeug nun in Gefahr, nehmen wir an, bei einer Motorpanne über Gebirge oder bei beginnendem Brande, befiehlt eine aufleuchtende Inschrift den Passagieren, die Sitzgurten über die Schultern und die Brust zu schnallen. Der Befehl wird keine große Beängstigung hervorrufen, er erfolge in Anbetracht einer auszuführenden Notlandung. Der Pilot sieht nach, ob alle Passagiere seinem Befehl nachgekommen sind, und die Gurten zugeschnallt haben.

Ist dies geschehen, drückt der Führer einen Hebel nieder, durch den sich die Verschlußschrauben des Bodens des Verkehrsflugzeuges lösen. Ob nun die Passagiere wollen oder nicht, sie müssen einfach durch den offenen Boden der Maschine in die Luft stürzen. Die Auslösungsleinen der einzelnen Sitzfallschirme sind am Rumpfe des Flugzeuges befestigt, ziehen den Fallschirm aus dem Sitz hervor. Nach wenigen Sekunden entfalten sich die Schirme, die Passagiere schweben langsam zur Erde. Jetzt erst darf der Flugzeugführer an seine eigene Rettung denken.

Ich selbst habe einem Probeflug mit Abwurf sämtlicher Passagiere zugesehen, und kein einziger Passagier hatte sich über „unsanfte Behandlung" zu beklagen. Die Versuche werden fortgesetzt. Gleichzeitig macht man in Amerika Versuche, große Flugzeuge durch einen einzigen Riesenfallschirm bei abgestellten Motoren zu Boden zu bringen. Voraussetzung ist dafür, daß der Unfall nicht durch Feuer entstanden ist.

Ziellandung mit dem Fallschirm

Eine gefährliche Fallschirmübung ist das Slippen. In den amerikanischen Fliegerschulen werden die Flieger auf Ziellandungen mit dem Fallschirm eingeübt. Es dreht sich dabei darum, den Fall zu beschleunigen, wenn man Gelände unter sich sieht, das zur Landung geeignet erscheint. Der Springer versucht, sich in den Leinen des Schirmes hin und her zu schwingen. Man zieht an einer Seite etwas an den zum Schirm führenden Leinen, verlegt das Körpergewicht nach der anderen Seite, und beginnt stärker abzurutschen, wobei man dem Wind weniger Angriffsfläche bietet und weniger weit vertragen wird. Durch Verlegung des Gewichtes kann man die Fallgeschwindigkeit regulieren. Durch Slippen habe ich öfters die Landung beschleunigt, wenn Gefahr bestand, daß ich in elektrische Hochspannungsleitungen oder auf ein Eisenbahngeleise mit fahrenden Zügen getrieben würde.

Dieses Slippen kann aber auch gefährlich werden. Ein Flugschüler wollte durch Slippen die Landung beschleunigen, wie es ihm befohlen wurde. Er kommt aber in zu starkes Schwanken, eine Bö drückt den Schirm an der Seite ein, ein äußerst selten vorkommender Unfall, weil die Fallgeschwindigkeit den Fallschirm prall hält. Der Schirm flattert als weiße Fackel hinter dem immer rascher zur Erde stürzenden Springer, reißt und zerrt an den Leinen, ohne sich noch einmal entfalten zu können, jagt hinter dem verzweifelt um sich Schlagenden her, ohne den furchtbaren Absturz aufhalten zu können. Die Beschleunigung wird immer größer, wie eine Granate wird der Unglückliche zur Erde gefeuert.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß die heute eingeführten Fallschirme eine hundertprozentige Sicherheit bieten.

Flugzeugführer R. Haus.

Im Laub

NOVELLE VON OLAF SAILE

Wir veröffentlichen heute einen neuen Originalbeitrag des ersten Preisträgers in dem Erzählerwettbewerb des „Führer", der die Leser wiederum von dem Können dieses jungen Schriftstellers und von der Richtigkeit unseres damaligen Urteils überzeugen wird.

Wenn man geflickte Hosen an hat und einen zu langen Kittel, wenn man beim Schulausflug nie mitkann und immer zusehen muß, wenn in der Frühstückspause die andern ihre Wurst- und Schinkenbrötchen essen und selber hat man nichts, auch kein Fahrrad und keinen Schulfreund — dann kommt es vor, daß einer manchmal furchtbar traurig ist. So abends im Sommer, wenn man feine Häuser sieht, mit offenen Fenstern und meist Musik, und draußen geht man vorbei, dreizehnjährig, dreckig, hoffentlich sieht einen die Schwester von Fredi nicht, weil man sich sonst schämen müßte. Wenn er da hinten am Gartenzaun steht, kann er sie alle sehen, wenn sie im Garten sitzen, spielen, schaukeln. „Fredi!" hörte er oft rufen, „Fredi!" Fredi!" Das klang wunderbar.

„Ich möchte eigentlich Fredi heißen", sagt er eines Abends zur Mutter. Sie sitzt bei ihm am Bett, weil er fiebrig ist, und sie hat traurige Augen. „Warum denn, Franzle?" sagt sie. Sie sagt es ganz weich und lächelt ihn an. Mutter hatte selten Zeit, zu ihm ans Bett zu sitzen. Er will übrigens gar nicht mehr Fredi heißen.

Aber am nächsten Abend hat Mutter wieder verweinte Augen, und der Vater hat gar keine Zeit für die Kinder. Franz ist schon alt genug, um zu wissen, daß man als Vater Sorgen hat, mit dem Geld, halt mit allem, er weiß es ja nicht so genau, obwohl er viel drüber nachdenkt. Bloß schläft er meist dabei ein. Im Schlaf fährt er sich manchmal hastig übers Gesicht. Er weiß nicht, daß das schon mal Mutters Tränen waren, die er fortwischte, indes er sich bruddelnd auf die andere Seite legte, oder Vaters Hand über seiner Stirn. Ein kleiner Bub darf das nicht alles wissen, was nachts vorgeht, sonst müßte er noch viel mehr nachdenken.

Man erfährt alles doch noch früh genug.

Denn daß sie aus der Baracke 'raus sollten, das hat er ja nun auch gemerkt. Er war neulich aufgewacht, es war noch dämmerig draußen, obwohl er schon ganz fest geschlafen hatte, da hörte er die Eltern in der Stube miteinander sprechen. Er wäre fast darüber eingeschlafen, wenn er nicht ganz deutlich gehört hätte, wie der Vater sagte: „Er schmeißt uns einfach 'raus, und dann können wir im Straßengraben übernachten!" Da war Franz mit einem Mal ganz wach und stierte eine Weile vor sich hin. Die Baracke war ja nichts wert, Fredi und der Ulmer aus seiner Klasse und der Georg Häberle und noch ein Haufen anderer haben ganz andere Häuser und Gärten dabei, oh je, da wär's leicht, 'raus aus der Baracke gehen, und er würde zum Abschied von der Straße her noch herüberspucken: Gut' Nacht, alte Baracke! Aber der Franz weiß Bescheid: Für ihn sind solche Häuser bloß zum Abholen alter Anzüge da, die er dann in die Schule anzieht. In die Schule geht er nicht besonders gern. Wenn er wieder so einen neuen alten Anzug anhat, grinsen sie im Schulhof. Deshalb bleibt er meist in der Klasse, wenn sie Pause haben. Schade, denkt er, wenn man's so hätte wie die andern. Man müßte einen Schulfreund haben, denkt er — eine ganze Klasse von Freunden. Ueber seiner sommersprossigen Nase verzieht sich die Falte, die er immer hat, wenn er grübelt. Dann wär' man nicht so allein. Vater hat wohl auch keinen Freund. Der würd' ihm doch helfen. Er, der Franz, würde einen Freund nicht im Stich lassen. Brötchen und Anzüge könnte er ja nicht verschenken, aber sein Taschenmesser würd' er vielleicht hergeben, und beim Klettern dürfte ihm sein Freund auf die Schultern steigen. „Lieber Gott, ich möchte einen Freund haben, wenigstens einen!" Es war zum erstenmal, daß er beim Nachtgebet so persönlich mit dem lieben Gott sprach. „So, so, die Baracke..." dachte er noch, und dann schlief er wieder ein.

Ob der liebe Gott was drauf gibt, wenn Franz ihn darum bittet? Vielleicht. Wenn sein Gebet erhört wurde, dann aber auf eine komische Weise: er haute am nächsten Morgen, in der Frühstückspause, einem zwei Jahre älteren Jungen die Nase blutig und drei Zähne aus. Franz steht an der Turnhallentreppe, die Hände in den Hosentaschen, er stemmt die eine Fußsohle an die Wand und sieht den andern zu. Da kommt der Plattner herbei, so dicht, daß er Franz streift. Wenn der sich nicht gleich am Geländer festgehalten hätte, wäre er hingefallen. Der Plattner grinst: „der wackelt wie seine Baracke!: Die andern grinsen mit und Franz bleibt unschlüssig stehen. Erst nach einer Weile stemmt er die eine Fußsohle wieder gegen die Wand. Da kommt zum zweitenmal der Plattner auf ihn zu. Mit einem Ruck stellt der ihm ein Bein, daß Franz das Gleichgewicht verliert und auf den Boden stürzt. Plattner saust grinsend davon und schreit: „Die Baracke ist eingestürzt! Die Baracke ist eingestürzt!" Was dann geschah, war ein Wendepunkt in Franzens Leben.

Wie er sich erhebt, sieht er den ganzen Schulhof grinsen. Plattner rennt wie ein verrückt gewordener Clown umher und schreit noch immer: „Die Baracke ist eingestürzt! Die Baracke ist eingestürzt!" Da schießt Franz wie ein Pfeil los. Plattner traut seinen Augen nicht. Der Wingert-Franz wehrt sich? „Komm, Bürschle!" höhnt er und tanzt, die Knie gebeugt und die Hände auf die Schenkel gestützt, im Zickzack vor Franz her. Die andern sind zur Seite gewichen, lachen oder sehen gespannt zu, der Schulhof ist im Nu zum Schauplatz eines aufregenden Kampfes geworden. Zum erstenmal, daß der Wingert offenen Widerstand wagt. Und dazu noch gegen einen, der glatt um einen Kopf größer war als er. Das kann dem Franz schlecht bekommen. Er sieht nicht wie ein Held aus, wie er mit seinem zu großen Kittel, der ihm um den Leib flattert, den Plattner zu fassen versucht, der, wie im Spiel, immer grinsend und hopsend zur Seite weicht. Wie er ihn einmal zu erwischen glaubt, macht Franz einen Sprung wie ein Panther, aber der Plattner ist blitzschnell ausgewichen und Franz saust schwer in den Kies. Diese Gelegenheit läßt sich der feige Plattner nicht entgehen, er stürzt sich auf den Feind, ehe der sich erheben kann. Aber Franz klammert sich an ihn, beißt ihm ins Ohr und reißt ihm den rechten Aermel aus der Jacke, und ehe der ganze Schulhof sich's versieht, hat er sich, wie ein Affe, an Plattner geklammert, um ihn herumgedreht, sitzt ihm im Genick und aus langen Aermeln sausen die Fäuste auf Plattners Schädel. Der Schulhof starrt. Wie Franz von seinem Gegner abläßt, ist sein Gesicht weiß wie die Wand der Turnhalle und Plattner blutet aus Mund und Nase. Da ruft einer aus der Runde der schweigenden Schüler: „Bravo, Wingert!" In dieser Stunde hat der liebe Gott das Gebet eines Buben erhört: Franz hat von diesem Augenblick an einen ganzen Haufen Freunde.

Hasso Freischlad: Junges Laub

„Der hält die Gosch jetzt, der Plattner", sagt der Reinwald-Fritz und geht mit Franz aus dem Klassenzimmer. Die halbe Klasse geht mit. Manchmal strecken sie die Köpfe ein wenig vor, um zuzuhören, und sehen den Franz freundlich an. Der geht etwas verlegen mit seinem großen Kittel, der an der Seite aufgerissen ist; mit lauter Freunden, denkt er. „Kannst zu mir kommen, heut' Mittag", sagt der Reinwald-Fritz, „wir bauen am oberen Berg einen unterirdischen Gang!" Franz sieht ihn an, als habe er nicht gut gehört, aber er hat gut gehört, großartig, oh! — aber er sagt: „Geht net. Hab' heut' kei' Zeit!"

Aber das ist jetzt nicht weiter schlimm, denkt er, auch das Geschirrwaschen nicht und alles, es bleibt ja nicht viel Zeit für ihn, aber es bleibt Zeit, darüber nachzudenken, daß man jetzt Freunde hat und in einen unterirdischen Gang kommen kann, wenn man will. Er pfeift wie ein teurer Kanarienvogel und weil er dabei das Gesicht spitzig macht, sieht er mit seinen abstehenden Ohren aus wie eine Fledermaus.

„Ach so, die Baracke..." denkt er, wie er heimkommt. Das hat er ja ganz vergessen. Er bleibt stehen und hört plötzlich zu pfeifen auf. Ob sie noch eine Woche drin bleiben oder morgen schon raus müssen? Plötzlich ist die Baracke das ganze Leben, die schäbige alte Baracke, in die im Winter Schnee weht und im Sommer die Sonne brennt.

Er geht behutsam und leise durch den kleinen Gemüsegarten. Da hört er Mutter drinnen sprechen. Es ist sicher jemand da. „Um Gotteswillen, wenn jetzt jemand kommt! Das können Sie nicht verlangen, lassen Sie mich los!" Franz wird weiß im Gesicht wie heut' morgen. Mit einem Sprung ist er am Fenster. Der Gröber, um Gotteswillen, was macht denn der, der ringt ja mit der Mutter. Er ist wie gelähmt vor Schreck, ihm zittern die Knie, der Gröber stößt mit seinem Leib auf seine Mutter... Franz brüllt auf, die Baracke saust um ihn her, der Garten tanzt wie ein Karussel, kreidebleich steht der Franz in der Tür.

„Franzle!" geht seine Mutter auf ihn zu und lächelt verwirrt. Franz begreift es nicht. Warum schreit sie nicht? Sie zittert...

„Hast du geschrien, Franz?" Im Gesicht der Mutter ist mehr als in ihrer Stimme.

Das Herz klopft ihm hart im Hals. Im Blick sitzt Wut, Nichtbegreifen und eine brennende Frage. Mutters Blick möchte alles verlöschen, die Wut und die Frage. Dieser Blick tut ihm gut und verwirrt ihn noch mehr. Die Welt der Erwachsenen ist ein großes furchtbares Rätsel... Daß Mutter sagt: „Herr Gröber war wegen der Wohnung da, Franz" — löst das Rätsel nicht. Und warum sagte sie nachher zu ihm allein: „Sag Vater nichts! Er regt sich immer so auf — wegen der Baracke!"?

Warum?

Franz hat nicht viel Zeit, an Plattner zu denken und daran, daß er jetzt Freunde hat. Er denkt an Gröbers aufgedunsenes rotes Gesicht und Mutters Blick — und dann heult er furchtbar in die Kissen...

Am Sonntag holt ihn der Reinwald ab. „Also hier beginnt der unterirdische Gang, zwölf Meter haben wir geschafft" sagt Fritz, „man müßte aber bis auf den Berg da drüben durchkommen!" Fritz hat ein hübsches, mutiges Gesicht. Wie ein Segelflieger, denkt Franz und sagt: „ja, das wär' großartig, wenn man da 'rüber käme!" Er hält die Hand über die Augen und sieht hinüber. Die Sonne flimmert heiß und satt über den Wiesen. Fritz steht dabei, als habe er diesen Hügelzug selber gemacht:

„Wie ein Gaul sieht das aus? Kannst du reiten?"

„Nein", sagt Franz, „aber ich möcht' gern!"

„Fliegen wär' noch besser" meint Fritz, „vielleicht werd' ich Flieger!" Er setzt sich ins Gras, legt sich auf den Rücken, die Hände unter dem Kopf, und sieht mit großen Augen in den Himmel. „Ich möchte um die ganze Welt fliegen, von hier oben aus, direkt Luftlinie und ganz genau hier wieder landen. Wenn man gradaus fliegt...! Kannst meinetwegen mit, Franz! Natürlich Rekordsache, sonst hat's ja keinen Zweck!" Franz kommt nicht so schnell mit, aber der Reinwald spricht schon weiter, indem er sich plötzlich wieder aufrichtet: „Weißt was?" sagt er nachdenkend," du könntest dann ja photographieren — mit Infrarot, das dringt sogar durch den Nebel, hab's neulich gelesen!"

„Ja" sagt Franz, „das wär' was!"

„Dann photographierst du von oben aus ganz einfach den Meeresgrund" — Fritz macht ein stark nachdenkendes Gesicht und springt auf: „dann sagen wir zuerst: das seien bisher noch unentdeckte Teile der Erde!" Franz bleibt der Mund offen stehen. „Und dann erst kommt unsere Ueberraschung: Blick auf den Meeresgrund! Was sagste dazu?"

„Heilandsdonder!" sagt Franz dazu.

Fritz hat die Hände in den Hosentaschen, staucht nachdenklich und ernst einen Stein fort und spuckt hinter ihm drein wie ein Kapitän. „Du bist von heut ab mein Freund" murmelte er, „und ich deiner!"

„Ja" sagt Franz und guckt hinüber zum andern Berg. Es ist ein wunderbarer Sonntag.

Aber wie man das mit dem Photographieren machen soll, wo er das alles doch gar nicht versteht, und mit dem Fliegen? Allerdings fängt er schon in der ersten Nacht im Traum damit an. Aber am Tage ist Franz noch lange kein Flieger, oh je, da tappt er auf der Erde, denkt an die Baracke, eine dumpfe Angst sitzt ihm auf der Brust. Er sieht Mutter öfter an, er weiß nicht recht warum, aber wenn sie zurückblickt, weicht er ihren Augen aus. Da fliegt er plötzlich zwischendurch fort, Fritz steuert die Maschine, ganz nah dem Himmel fliegen sie, es ist riesig blau über ihnen, der Motor brummt, er donnert in der Luft, Franz atmet tief und todesmutig auf wie ein Kampfflieger, es geht gewaltig in ihm vor ganz plötzlich. Da greift er nach der Bombe, Fritz muß tief mit der Maschine herunter, langsam jetzt, Fritz! er schleudert die Bombe, Franz trifft doch mit je-

dem Stein, schleudert sie herunter, den zerreißt's, den Hund, den Gröber den zerreißt's!

Aber der Gröber lebt da, wo es nicht auf den Traum ankommt, gesund und dick und deutlich. Franz weiß, daß es nicht viel auf ihn ankommt, was kann der Wingert-Franz schon gegen den dicken Herrn Gröber, dem die Baracke gehört und der sie rausschmeißen will. Einen Dreck kann man machen, denkt er, und große Pläne, mit denen vielleicht alles ganz anders wird, hat nur der Reinwald, der Fritz! Dieser Reinwald! Dagegen ist er direkt dumm und feige.

Aber da geht er eines Tages ganz einfach selber hin zu Gröber. Daß das eine Unverschämtheit sei und daß er, der Franz, Freunde genug habe und keine Angst, oho, kein bißchen Angst, und er werde ja vielleicht sehen, der Herr Gröber! So wird der Franz sprechen. Aber er spricht nicht so. Er steht sogar ganz klein vor dem großen dicken Herrn Gröber. Er wolle nur fragen, sagt er und sieht den Mann mit scheuem Blick an, der Atem verläßt ihn und er muß ein zweites Mal anfangen: er wolle nur fragen . . . weil sein Vater doch krank sei und nicht so viel verdiene . . . vielleicht könne er, der Franz, in seiner Freizeit . . . also vielleicht könne er Herr Gröber behilflich sein . . . und es sei ganz gleich was! Vielleicht auch am Sonntag, setzt er leise hinzu und sein Herz ist voll Trauer.

Aber der Gröber ist gar nicht so, wie Franz es erwartet hatte. Er sieht ihn aus seinem roten und satten Gesicht freundlich an. „So, so, du bist der kleine Wingert", sagt er.

„Ja, Herr Gröber!"

Aber da wird Gröbers Blick plötzlich finsterer: „Ach so, der bist du? Du Lausbub bist überall, wo man dich nicht brauchen kann!" Er grinst schmierig hintendrein. Franz hält es für seine Pflicht, gleichfalls zu lachen, obwohl es ihm nicht danach zu Mute ist. Wie er so dasteht, der Franz Wingert, dreizehnjährig, ein kleiner Bettler, der ein Kämpfer sein wollte, mit dem gezwungenen Lachen im Gesicht und den angstvollen und unschuldigen Augen, und dem Gröber keine Antwort mehr weiß — da fangen die Dinge an, ein Schicksal für ihn zu werden.

„Ich werde mal mit deiner Mutter sprechen", sagt Gröber patzig, „sag ihr, sie soll herkommen!", und geht davon. Lachen braucht der Franz jetzt nicht mehr er kann ruhig ein zorniges Gesicht machen, und weil er nichts weiß, was er sonst schnell tun könnte, irgend etwas Kolossales nämlich, beißt er auf die Zähne, daß ihm die Muskeln wehtun. Gröber sieht sich nicht einmal mehr um, so, so. Er weiß jetzt, was der Gröber ist: der Gröber ist ein feiger Hund!

„Feiger Hund!" stößt er hilflos hervor und zittert am ganzen Körper. Gröber sieht zurück, als habe er nicht recht gehört. Franz ist wie angewurzelt, er spürt seine Lippen zittern und wird bleich bis unter die Stirn. Aber dann geht der Gröber weiter.

Ein dreizehnjähriger Junge steht irgendwo auf der Welt, hilflos, trostlos, einsam. Das Leben kommt heran, mit einem Blick in fremde Gärten, mit einem leisen Wort der Mutter, mit einem Kampf auf dem Schulplatz, es ist voller Verwirrung, wie es heranrauscht, ganz nah manchmal. Es streift ihn mild über die Stirn und schlägt ihm ins Gesicht, das er gläubig hinhält, es kommt und ohne Antwort geht es vorüber. Es fragt nicht viel nach einem Knabenherzen. Es fragt fast nie . . . Es geht nur weiter. Wie etwas Fremdes, mit dem man nicht sprechen kann. Gütig und grausam. Es schlägt und tröstet, es macht dich traurig, Franz, und zündet einen herrlichen Sommer gewaltig an über dir, es ist wunderbar; es streicht am Abend spät über ein Paar grübelnde Augen und nimmt alles mit, sehr behutsam: so, jetzt schläfst du schön, es wird alles ganz fern und leis und gut, gut' Nacht! Ja, es geht weiter, das Leben. Ohne Aufenthalt. Auch wenn es manchmal scheint, als ob es stehen bliebe. Aber es ist nur das eigene Herz, das stehen bleibt. Eine Sekunde lang. Die eine Sekunde bis zum Begreifen: das ist wieder der Gröber, der daheim in der Baracke ist. Der feige Hund, der davonläuft, wenn man mit ihm reden will. Wie er freundlich sein kann, als ob nichts geschehen wäre. Er soll ihm ein paar Zigarren holen, so, und die zwanzig Pfennig, die übrig seien, könne er behalten.

„Hab keine Zeit!" sagt der Franz. Als ob ihm die Kehle ausgetrocknet wäre, so rauh sagt er das. Aber Gröber ist nicht kleinlich, wenn's drauf ankommt, er nimmt die Frechheit eines Lausbuben, den er am liebsten ohrfeigen möchte, mit erzwungenem Humor. „So ist's recht", sagt er und setzt ein feistes Grinsen auf, „aus dir wird nochmal was! Da — hast eine Mark extra!" Aber Gröber ist's, als habe er eben auf einen Stein gebissen. Der Franz rührt sich nicht.

„Aber Franz . . .!" Die Mutter sieht ihn mit großen Augen an.

„Ich geh nicht!" sagt Franz leise, „auch für zehn Mark nicht!

„Aber für den Hintern voll! Das gehört dir, Lümmel!" Gröber verliert einen Augenblick die Selbstbeherrschung.

„Jetzt gehst aber auf der Stell'!" ruft Mutter, halb erschrocken und halb wütend.

„Ich geh nicht!" sagt er nur, aber es klingt so, daß die Beiden davor verstummen. Vor diesem Knabengesicht versagt Gröbers brutale Selbstsicherheit, vor diesem Blick verstummt die mütterliche Macht. Sie begreift nicht, was mit dem Buben ist, sie ahnt nicht das Ahnen, das bang in ihm aufbricht. Gröber zieht verlegen die Uhr, so jämmerlich ist er selten irgendwo davongegangen.

So dumme Geschichten, denkt Frau Wingert, was sind das für dumme Geschichten! Gottseidank, daß der Gröber fort ist! Als ob der Franz das wissen müßte, fährt sie ihn plötzlich an: was denn das für dumme Geschichten seien! Jetzt werde man ja sehen, was er damit angerichtet habe! Franz hört ihr fassungslos zu, sie ist ihm sehr fern auf einmal, so fern, daß etwas in ihm sich streitet: ob er traurig oder wütend sein soll; aber es bleibt unentschieden.

Wie er abends vom Zeitungsaustragen nach Hause kommt, hat er für seinen Vater eine Ueberraschung. Er hatte zehn Pfennige bekommen für einen Gang, den er jemandem machen mußte, und da war er gleich in einen Laden gegangen, er hatte es gar nicht zu überlegen brauchen, und kaufte für den Vater eine Zigarre. Im letzten Augenblick sah er zwar eine Kette, an die man das Taschenmesser hängen konnte, die hätte er schon lange gern gehabt — aber da reichte man ihm schon die Zigarre, es war nichts mehr zu machen. Aber was hat denn der Vater? Er empfängt ihn auf eine mehr als eindeutige Weise, Franz kennt das, und das Gewissen ist nicht immer ganz sauber bei Burschen wie Franz. Er habe wohl schon lange den Hintern nicht mehr versohlt gekriegt, und was er sich denn dabei gedacht habe heut' Mittag, als Herr Gröber hier war, he, ob er sein vorlautes Maul jetzt aufmachen wolle. Aber es ist ja nicht schlechter Wille, bei Gott nicht, daß er das Maul nicht aufmacht, was kann er denn sagen, er konnte dem Vater nur mit sehr treuen und unschuldigen Augen ins Gesicht sehen, und in diesem Augenblick schlägt ihn eine Hand ins eigene Gesicht. Es ist nicht der Schlag ins Gesicht, es ist die Antwort, die er nicht weiß. Er möchte ja dem Vater am liebsten an die Brust springen und alles los werden und nicht immer mit sich herumschleppen — da fühlt er sich gepackt und geschlagen. Eng an den Vater gepreßt weint er lautlose Tränen.

Franz wird ohne Nachtessen ins Bett geschickt. Er zieht sich langsam aus, er ist richtig müde, obwohl es noch so früh ist, was hat er denn da in der Tasche? Da hat er eine Zigarre — und die ist ganz zerdrückt.

Es dreht sich ihm noch einiges wirr und komisch im Kopf, aber es ist nicht so, daß er grübelt. Er ist im Gegenteil fast ganz gleichgültig. Und das kommt, weil alles sinnlos ist, weil alles anders ist als es sein müßte, alles verlogen. Unklar, aber tief erschrocken ahnt er die Qual von Irrtümern auf der Welt, und daß man manches allein zu tun hat, ohne Rat und tief verschwiegen.

„Warum bist denn immer so verstockt?" sagt Mutter noch an diesem Abend. Es hat ihr leid getan, daß sie's dem Vater gesagt hatte. Aber Franz stellt sich schlafend. Da geht sie seufzend hinaus. Kurz nachher kommt der Vater ins Zimmer. Morgen, gleich von der Schule, soll der Franz sich bei Gröber entschuldigen. Er brauche das ja wohl nicht zweimal zu sagen. Da stiert Franz in die Dämmerung des Fensters. Draußen stehen die Bäume totenstill.

Am anderen Morgen steht der Franz, fast wie ein Mann, der eine Sache ganz allein zu regeln hat. Ein Mann von dreizehn Jahren und eine schwere Sache. Er hat das Bedürfnis davor umzukehren. Vielleicht müssen sie morgen schon raus aus der Baracke? Was gab es da noch zu überlegen, es ist schön, wenn man nicht zu überlegen braucht. Da geht er mechanisch zum Gröberschen Haus. Es geht sich schwer, wenn man ein Mann sein muß.

Umkehren — zuckt es in ihm auf. Umkehren und dem Vater alles sagen. Aber der Gröber wird sie vielleicht doch 'rausschmeißen oder wieder zur Mutter kommen. Da weiß er plötzlich, daß er nicht umkehren wird, niemals umkehren, lieber sich totschlagen lassen, vom Gröber oder vom Vater, es ist ihm ganz egal! Er schreit auf, drüben gehen seine Freunde zum unterirdischen Gang. „Reinwald, hallo!" ruft er und rennt wie ein Geretteter den Freunden zu. Die brüllen ihm von weitem jodelnd entgegen, Franz rennt so schnell, daß er einmal hinstürzt, außer Atem kommt er oben an. „Ich brauch' eine neue Baracke!" sagt er ganz sachlich, „wir müssen raus!" Franz schwitzt wie ein Kesselheizer. „Helft mir!" sagt er. Diese zwei Worte sind wie in der Luft stehen geblieben. Es klingt viel Schmerz darin. Reinwald sieht Franz mit großen Augen an eine Weile, dann ruft er: „Alle Mann los! Wir bauen eine Baracke für Franz!"

Ist das die Schwüle, ist die Welt anders geworden, dröhnen die Berge rundum ein tolles Bubengeschrei: „Alle Mann los!"? Hier zerbrechen die Irrtümer, hier geht das Schaudern zugrund. Franz möchte aufbrüllen, so viel Luft hat er plötzlich wieder. O dieser Reinwald! Er reißt sich Jacke und Hemd auf, er glaubt, die Knöpfe sind alle abgeflogen.

„Einen Lokus mit Wasserspülung werden wir nicht fertigkriegen", sagt der Häberle trocken.

„Aber eine Veranda wird angebaut, mit dem Blick hier 'rüber!" tröstet der Erwin Maß und sieht schwärmerisch über die grünen Abhänge hin, an deren Ende drüben der blaue Zug der Berge aufsteigt, und der kleine Ewald Feil verspricht Samen für ein herrliches Schlinggewächs. Reinwald spricht nichts, er überlegt die Arbeiten, und nun teilt er sie ein: für Bretter, Pfosten, Balken ist schon gesorgt; Dachpappe oder Ziegel werden von der eigenen Hütte geholt, und der Häberle verspricht eine ausrangierte Tür, die bei ihm zu Hause auf dem Boden steht. Es gibt eine fürstliche Baracke. Der Reinwald ist der reinste Zauberer, man muß ihn bewundern. Und indes die einzelnen Trupps verteilt sind, Material und neue Kameraden auf Reinwalds Befehl aus der Stadt holen, hebt Franz mit den anderen Boden aus. Hemd und Jacke hat er ausgezogen, und der Tag ist wie ein Traum. Er kann es kaum recht glauben. Wie es dämmert, stehen schon mächtige Pfosten da, das ist ja fast ein richtiges Haus, das da im Umriß stolz und nah in den frühen Abend wächst, fast so schön wie die feinsten Häuser der Welt.

Mit einem strahlenden Gesicht, als ob es aus dem Schauer der Verbannung wieder emporblicke in die Milde einer heimatlichen Welt, tritt er wenig später dem Vater entgegen, heiß vom Rennen und glühend vor Glück. Es ist eine Glut in ihm, die die Scheu vor Vaters eisiger Miene wegbrennt und weit in die Kälte einbricht, die ihm entgegenströmt. Es braucht Zeit, bis die Glut gekühlt zu seinem Herzen zurückrauscht. Aber dieses Herz ist heute wie von einem Wunder verwandelt und gestärkt, daß es gläubig ausbricht: „Wir brauchen nicht mehr hier zu bleiben . . .!" Es ist ein ungeheures Wort für ihn, es ist die Erlösung von Schauder, Angst und Irrtum der letzten Tage. Aber es bleibt ohne Echo, niemand begreift es, niemand spürt die Erlösung, weil niemand von diesem Schauder wußte. Da stockt langsam die Glut. Da ahnt er von neuem dunkel die Qual der Irrtümer, ahnt er die Ohnmacht: zu erklären, weil Erklärung sinnlos wäre, gefährlich, furchtbar und keine Erlösung.

Ob er bei Gröber gewesen sei, wo er gesteckt habe den ganzen Tag — er begreift nicht, warum das alles wichtig sein soll, und es ist nicht Trotz, daß er, ohne die Fragen zu beantworten, noch einmal, jetzt wie verstört und flehend, von der neuen Baracke spricht, die er selber mit habe anfangen helfen. Aber wo ein Herz nicht begreift, fleht ein anderes umsonst. Gehorsam habe man von ihm verlangt und nicht dumme Lausbubenpläne und Räubergeschichten, und die wirbelnden Schläge, die ihn treffen, schlagen ein großes gläubiges Glück entzwei. Er kann nicht einmal etwas darauf erklären, daß er zu feige gewesen sei und daß seine Mutter nun schon seit Stunden nach ihm suche.

Er kann nur dastehen, als habe ihn eine Lähmung befallen, indes ihm die Glut, anders als vorher, wieder ins ratlose Herz steigt. Es muß wohl der Schmerz sein, der neuen Schmerz nicht mehr fürchtet, daß er es wagt, vor dem Vater aufzuschreien, er sei nicht feige gewesen, das sei nicht wahr und verlogen; daß er plötzlich, als sei ein Blitz in ihn gefahren, hinausstürmt, denselben Weg, den er heute Mittag gehen wollte als er Reinwald und die Freunde sah; obwohl ihn die Stiche in der Seite fast niederwerfen, rennt er wie ohne Besinnung, durch die Pforte an Gröbers Haus und das dunkle Gebüsch entlang. Es muß wohl der Schmerz sein, der ihm bei dem schaurigen Bild bei den Hecken den Verstand raubt, daß er plötzlich, furchtbar aufschreiend, wild und besinnungslos sein kleines Taschenmesser dem Gröber irgendwo in die Seite stößt, der grad mit Franzens Mutter ringt, bis er aufstöhnt und im Umdrehen mit fürchterlich verstörtem Blick zur Seite sinkt, indes die Mutter einen erstickten Schrei ausstößt. Es muß wohl nur der Schmerz sein, der jetzt in grellen Farben vor seinen Augen tanzend aufzuckt, daß er, im Schauer dieser abendlichen Stunde, aufschluchzend in den Arm der Mutter sinkt.

Kämmerei und Rathausturm in Neiße (Schlesien)

Morgen am Meer

Eine rote Riesenblume,
Stieg die Sonne aus dem Meer.
Dämmer deckte noch die Lande,
Stand auf meinem stillen Strande,
Letzte Nebel um mich her.

Eine trübe Kupferscheibe,
Wanderte das Licht hinan.
Heimlich ward die Flut beschienen,
Und die Gräser an den Dünen
Fingen sanft zu glühen an.

Flog der erste Strahl hernieder,
Heller ward der Wellentanz.
Und noch keine kurze Stunde,
Und die ganze Morgenrunde
Lag im Glück und Sommerglanz.

Hans Bethge.